

(Nachdruck verboten.)

53]

## Der Mankswann.

Roman von Hall Caine. Autorisierte Uebersetzung.

Käthe nahm aus einer Lade die Ausgehkleider des Kindes, ein Kleid, einen Pelztragen und eine weiße Kappe. Ihre Finger hatten ein rotes Häubchen in einer Pappschachtel berührt; „das nicht,“ dachte sie und ließ es liegen. Sie breitete die Kleider über einen Stuhl und hob dann das Kind aus der Wiege auf ihren Arm, der ihm als Kissen diente. Das Kind wachte auf, als sie es herausnahm und fing Mäglich zu weinen an, doch sie beruhigte es mit ihren Küffen.

„Ich kann mein Herzblatt nun lieben, ohne mich schämen zu müssen,“ dachte sie. „Sein süßes Gesicht wird mich nicht mehr anklagen.“

Des Kindes Köpfchen an ihre Wange schmiegend, neigte sie sich, um nach dem vor ihr liegenden Kleide zu greifen, als ihr Blick auf den leeren Platz in der Wiege fiel, wo das Kind gelegen hatte. Dies erinnerte sie wieder an Pete. Wenn er nach Hause kam und das kleine Nest kalt und leer fand, wie sollte er es überleben? Sie beging einen neuen Raub an ihm. War es nicht schon genug, daß sie selbst ihn verließ? Mußte sie ihm auch noch das Kind nehmen? Er war ja förmlich vernarrt in das Kind. Es war das Licht seiner Augen, die Freude seines Lebens. Es zu verlieren, würde ein tödlicher Schlag für ihn sein.

Konnte wohl aber eine Mutter ihr Kind zurücklassen? Unmöglich! Die volle Flut der Mutterliebe kam über sie, und ihre zärtliche Selbstsucht riß alles andre nieder.

„Ich kann nicht,“ dachte sie, „komme, was da will, ich kann und werde es nicht verlassen;“ sie langte nach dem Pelztragen des Kindes.

„Es würde freilich eine Art Sühne sein,“ dachte sie wieder. Die kleine Pete zu lassen, würde das Unrecht, das sie ihm anzuthun im Begriff stand, einigermaßen vergüten. Wenn sie es sich versagte, daß süße Gesicht ihres Kindes Tag für Tag, Stunde für Stunde zu sehen, so war das ja eine Strafe, und sie verdiente bestraft zu werden. „Stann ich sie aber verlassen?“ dachte sie. „Stann ich's? O, welche Mutter vermöchte das? Nein, nein! Nie, nie! Und doch, ich sollte . . . Ich müßte . . . O, das ist furchtbar!“

Während sie noch voll Lobesangst in ihrem Entschluß schwankte, bald an Pete dachte und an das Unrecht, das sie ihm angethan, bald das Kind mit zitternden Armen an die Brust drückte, als ob es ihr jemand entreißen wollte, traf die Kleine zuletzt selbst die Entscheidung. Mit lallendem Munde, wie Nahrung fordernd, schmiegte sie sich an die Mutter, ohne die Augen zu öffnen und hob das Köpfchen instinktmäßig zu ihrer Brust empor, die sie ihm doch noch niemals gereicht hatte.

„Ich bin ja nur eine halbe Mutter,“ dachte sie.

Die höchsten Freuden, die heiligsten Rechte der Mutter-schaft, durch die Mutter und Kind in Geben und Nehmen aufs innigste vereint sind, waren ihr versagt geblieben.

„Mein Kind kann auch ohne mich leben,“ dachte sie.

„Wenn ich es verlasse, wird es mich nicht einmal vermissen.“ Sie brach bei diesem Gedanken fast zusammen und wurde wankend in ihrem Entschluß.

„Ja, ich muß sie bei Pete zurücklassen,“ dachte sie.

Sie legte das Kind halb angekleidet in die Wiege zurück und wiegte es ein, bis es schlief. Dann beugte sie sich über das Bettchen, wie sich eine Mutter über den kleinen Sarg beugt, der bald für immer geschlossen werden soll. Ihre Thränen rannen auf die Bettdecke nieder. „Mein süßes Kind, mein kleines Käthchen. Ich soll Dich nie wieder küssen, Dich nie wieder sehen — Du wirst vielleicht zur Jungfrau aufwachsen und von Deiner Mutter nichts erfahren.“

Die Uhr tictete laut in der stillen Stube — es fehlten nur noch fünf Minuten an halb acht.

„Noch einen Kuß, mein Liebling. Wenn sie Dir je von mir erzählen und Dir sagen, weil Dich Deine Mutter verließ, so hätte sie Dich nicht lieb gehabt — o, wird sie es dann glauben? — Still!“

Aus der Ferne drangen jetzt die Klänge der Musik zu ihr herüber. Sie sah wieder auf die Uhr, es war gleich halb

acht. Fast in demselben Augenblick ließ sich auf der Straße das Rollen eines Wagens vernehmen. Er hielt an dem Seitenweg, der zwischen der Kapelle und dem hinteren Teil des Gartens hinlief.

Käthe erhob sich von den Knien und öffnete leise die Thür. Das Haus war für sie ein wahrer Sterker gewesen, aus dem sie floh wie ein entweichender Verbrecher. Ein schriller Pfiff durchschnitt die Luft. Der Peveril fuhr gerade am Quai ab. Durch die Straßen ging ein Geräusch wie wenn ein Wasser über Steingeröll herabstürzt. Es kam von dem Rennen der Stadtbewohner, welche den Festzug sehen wollten.

Sie trat hinaus. Der Garten war so finster und still wie ein Gefängnißhof. Kaum daß ein Blatt sich bewegte; der Mond aber brach durch die alten Laubbäume, als sie ihr trübes Gesicht zum ungetrübten Himmel erhob. Sie stand still und horchte. Die Musik kam näher. Sie konnte den Schall der großen Trommel vernehmen. Bum, bum, bum!

Pete war da. Er half Philipps Triumph mit verherrlichen. Es war der Schlag seines großen Herzens, was sie hörte. Ihr eignes Herz stockte einen Augenblick. Es überließ sie kalt bei dem Gedanken an den wackern Mann, der nichts Besseres verlangte, als sie lieb und wert zu halten, und bei der Erinnerung an den andern, dem sie sich nun auf Gnade und Barmherzigkeit überließerte. Die Musik machte eine Pause, und gleich darauf klang es, als plätschete eine mächtige Rakete in der Luft. Es war das Hochrufen und Beifallklatschen der Menge. Dann schlug ein deutlicher Ton an ihr Ohr. Die Uhr im Hause hatte die halbe Stunde angezeigt.

Nancy würde nun bald zurück sein.

Käthe horchte gespannt nach dem Hause zu. Wäre das Kind in diesem Augenblick erwacht, hätte es sich gerührt oder geschrien, so würde sie für immer zurückgekehrt sein. So aber eilte sie nur hinein, um sich noch einmal über die Wiege zu werfen. „Leb wohl, mein süßes Kind! Ich lasse Dich bei ihm, weil er Dich herzlich liebt. Du wirst größer werden und ihm immer eine gute, liebe Tochter sein. Leb wohl, mein Täubchen, mein Herzensschatz! Du wirst ihm alles lohnen, was er mir Gutes gethan. Bist Du doch die Hälfte von mir, mein Liebling! die unschuldige Hälfte. Ja, Du wirst die Sünde der Mutter sühnen. Du wirst alles sein, was er glaubt, das ich bin und was ich doch niemals war. Leb wohl, süßes Käthchen, mein Kind, mein Liebling, leb wohl, leb wohl!“

Sie sprang auf und floh nun endlich auf den Fußzehen wie ein Dieb aus dem Hause, die Thür hinter sich schließend.

Als sie die Thür ins Schloß fallen hörte, ergriff sie zugleich die tiefste Niedergeschlagenheit und das höchste Entzücken, unermessliche Seelenqual und das Gefühl der Erlösung. Wenn jetzt die kleine Katharine geschrien hätte, so konnte sie nicht mehr zurückkehren. Die Thür war verschlossen, das Haus war zu, das Gefängnis lag hinter ihr. Und hinter ihr lagen auch zehn schwere Monate voll Betrug, Doppelzüngigkeit und Heuchelei.

Sie eilte durch den Garten nach einer Seitenthür der Umfassungsmauer, die auf den Seitenweg führte. Oft strauchelte sie, und der Boden schien unter ihr zu schwanken, als ginge sie auf einer Meereswoge. Ihr Atem war kurz, ihr Auge schwach, die Schläfen schlugen ihr hörbar. Als sie die Hälfte des Gartens durchschritten hatte, berührte etwas ihr Kleid, und sie stieß einen schwachen Schrei aus. Petes Hund war es, dem Pfister. Er blickte zu ihr aus dem dunklen Gebüsch auf. Bei dem Lichte, das durch die Fensterläden fiel, konnte sie seine Fledermansohren und seine wachsamem Augen sehen.

Bum, bum, bum!

Die Musik hatte wieder begonnen. Sie kam nun näher. Philipp, Philipp! Er war jetzt ihre einzige Zuflucht. Alles andre war aus ihrem Leben ausgelöscht.

Die Seitenthür wurde wenig benützt, Angeln und Riegel waren eingeroftet. Das Öffnen ging schwer, sie verletzete sich die Knieel dabei. Von der andern Seite her vernahm man das leise Klirren der Klinkkette, und über der Mauer schwebte ein weißer Lichtstreifen aus der brennenden Laterne.



Der Wagen hielt im Heckenweg, und der Kutscher — Philipps Diener, Zem-h-Lord — stand an der offenen Wagenthür. Käthe stranchelte auf dem Tritt und fiel in den Sitz hinein. Die Thür wurde geschlossen.

Dann überkam sie ein neuer Gedanke. Er betraf das Kind, Philipp und Pete. Zudem sie die Kleine zurückließ, hatte sie uneigennützig zu handeln geglaubt, und doch gerade das gethan, was die schwersten Folgen nach sich ziehen mußte. Es würde Buße und Vergeltung über sie bringen. Halt! halt! Sie wollte noch jetzt wieder umkehren. Ihr Gesicht war am geschlossenen Fenster; sie strengte sich an, den Riemen empor zu ziehen. Der Wagen aber fuhr weiter. Sie hörte das Rollen der Räder. Dann schwanden ihr die Sinne, und fort ging's im Fluge.

XV.

Vor dem Vallure-Hause hatte sich eine Menschenmenge versammelt, welche den Garten, den Zaun, die Straße und die gegenüber liegende Mauer einnahm. Die Musikanten hatten aufgehört zu spielen, das Volk aber jubelte, klatschte in die Hände und brach in Hurra- und Hochrufe aus. An der geöffneten Thür stand Philipp in bloßem Kopf, und ein Lichtstreifen, der aus dem Hause fiel, beleuchtete mehr als hundert erregte Gesichter der draußen in der Dunkelheit Versammelten. Philipp erhob die Hand, zum Zeichen, daß er sprechen wollte, es dauerte aber lange, ehe die nötige Stille eintrat. Kräftige, derbe, fast rohe Zurufe, aus denen aber herzliche Vertraulichkeit und ungezwungenes Wohlwollen sprach, wurden von allen Seiten laut. „Glück auf, Junge!“ — „Hoch für Ramses!“ — „Die Christians sollen leben!“ — „Ein Span vom alten Holz!“ — „Deemster Christian der Sechste!“ — „Still da — er spricht!“ — „Nur frisch drauf los, Phil!“ — „Sag' ihnen gründlich die Meinung, alter Junge!“ — „Stille da, still!“

„Mitbürger,“ sagte Philipp, und seine Stimme klang wie zitternder Glockenton über dem Meere, „Ihr könnt nicht ermessen, wie tief mich Euer Willkommensgruß bewegt. Kaum weiß ich selbst, ob ich im Grunde meines Herzens mehr Stolz oder Beschämung empfinde. Nur beschämt darüber zu sein, hieße Euch beleidigen, und zu stolz darauf zu sein, würde mir nicht zur Ehre gereichen. Ich bin so viel Vertrauens und so guter Kameradschaft nicht wert. Doch,“ — er erhob die Hand, um einem Murmeln des Widerspruchs zu begegnen, und tiefe Stille herrschte jetzt in der ganzen Versammlung. „Laßt mich den Gedanken aussprechen, welcher uns alle bewegt. Indem Ihr mich so ehrt, denkt Ihr auch noch an andre („Nein!“ „Ja!“) Ihr denkt an meine Familie, vor allem an einen, der dort drüben unter dem Rasen liegt, an meinen Vater, einen zu Grunde gerichteten, gebrochenen, in seinen Erwartungen getäuschten Mann, — Gott gebe ihm Frieden! Ich will es Euch nicht verhehlen, sein Gedächtnis ist mir ein Führer, seine Enttäuschungen ein Warnungszeichen gewesen, seine Hoffnungen waren meine Leuchte, seine Liebe mein Leitstern. In die Tiefe seines Grabes hatte ich meinen Anker geworfen, mochte Glück und Unglück daraus entstehen. Gott verhüte, daß ich zu lange mit einem Toten Hand in Hand gegangen bin. Es war mein Streben, das zurückzugewinnen, was er verloren hat, und dieser Tag ist Zeuge, daß ich zum Teil erreichen durfte, was ich mir vorgezekt. Gott gebe, daß ich meinen Erfolg nicht zu teuer bezahlt habe.“

Sie erhoben sich Ruße von: „Nein, Herr, nein!“ Er lächelte trübe und schüttelte den Kopf. „Mitbürger, Ihr glaubt, ich sei würdig des Namens, welchen ich trage. Da ist mein alter Kamerad unter Euch, dessen Vertrauen ein Sporn für mich sein würde, wenn es mir nicht zum Vorwurf diente —“

Seine Stimme schwankte, aber doch schallte sie noch über das Meer von Köpfen hinweg. „Ich will versuchen, meine Pflicht zu erfüllen — von dieser Stunde an werde ich thun, was in meinen Kräften steht. Brüder von Man, helft mir dabei, um der Ehre des Amtes willen, das ich jetzt bekleide, aus Liebe zu unsrer kleinen Insel, um Euer selbst willen und, ja auch um meinetwillen — helft mir ein guter Mensch und ein gerechter Richter zu sein. Ich weiß, das werdet ihr thun. Sollte es sich aber zeigen,“ fuhr er mit unsicherer Stimme fort, „sollte es sich zeigen, daß Ihr Euer Vertrauen übel angebracht habt, sollte ich mich je dieser Ehre unwert erweisen und dem Eide untreu werden, bei dem ich heute gelobt habe, im Namen Gottes Gerechtigkeit zu üben, ohne Ansehen der Person; sollte ich, statt dem Bedrängten sein Recht zu verschaffen, selber unrecht thun und nichts sein als ein übertünchtes Grab, während Ihr mich für ein starkes

Vollwerk hieltet, so seid eingedenk, meine Landsleute, seid eingedenk, ich bitte Euch darum, daß, wie sehr Euch das auch schmerzen mag, es einen giebt, der noch mehr leidet als Ihr, und dieser eine würde ich sein.“

Der allgemeine Eindruck an diesem Abend war, daß des Deemsters Rede keine recht glückliche gewesen. Am Schlusse derselben wurden noch einige schwache Versuche gemacht, die frühere Begeisterung wieder hervorzurufen, doch ward hie und da die Klage laut, man komme sich vor, als sei man zum Tanze eingeladen und dann mit kaltem Wasser übergossen heimgeschickt worden. Die Menge hatte erwartet, ein paar Späße zu hören, ein herzliches Wort zur Beglückwünschung und Verherrlichung Ramses, was sich von selbst verstand, einen kleinen Hieb auf Douglass, Peel und Castletown, ein paar Analleffekte, ein Knattern und Prasseln wie von Schwärmern, zuletzt ein Brillantfeuer fürs Ganze. „Aber, du lieber Himmel, wie feierlich war der junge Deemster statt dessen gewesen, und wie melancholisch und räthselhaft!“

„Still!“ sagte Pete. „Wie Ihr doch komisch seid, Leute. Ich bin nur verwundert, daß man Euch nicht als Hanswürste angeworben hat. Gehet nur nach Hause, reißt Eure Augen aus und nehmt Euch die Worte, die er gesagt hat, zu Herzen. Ich selbst werde sie jedenfalls mein Lebtag nicht vergessen.“

Bei diesen Worten übergab Pete die große Trommel dem kleinen Zonaique und wendete sich dem Hause zu. Tante Nan war in der Halle, in einem braunseidenen Kleide, das wie trocknes Farnkraut raschelte. Sie tanzte um Philipp herum, umarmte ihn, zog sein Gesicht zu dem ihren herab und küßte ihn auf die Stirn. Freudenthränen flossen über ihre runzeligen Wangen, und ihre Stimme schwankte zwischen Lachen und Weinen.

„Mein Junge, mein lieber Junge! Meines Jungen Jungel! Du lieber Junge meines geliebten Jungen!“

Philipp machte sich endlich frei und ging, ohne sich noch einmal umzusehen, in sein Zimmer hinauf. Nun sah Tante Nan Pete in der Thüre stehen.

(Fortsetzung folgt.)

(Nachdruck verboten.)

## Die Römerin beim Putz.

Die Zeit des tiefsten sittlichen Verfalls der römischen Bourgeoise bildete bei den römischen Damen auch eine raffinierte Fuchsiucht aus, welche die Toilette einer Römerin zu einem ebenso umständlichen und zeitraubenden, wie lächerlichen Akte machte. Die römische Bourgeoisdame bei ihrer Toilette zu beobachten ist höchst belustigend, zumal man dabei bemerkt, wie sich im Grunde der Sache die römische wie die moderne Bourgeoisdame völlig ähnlich geblieben sind. Mehr Verfeinerung, das ist alles.

Die römischen Sittenschilderer, Geschichtsschreiber, Dichter und Satiriker haben uns von der römischen Dame zahlreiche Schilderungen entworfen. Wenn man sie zur Grundfrage nimmt, erhält man ein ergötzliches Bild der Toilette der Römerin.

Es ist Tag. Längst ist die heiße Sonne Roms zu ihrer höchsten Höhe gestiegen, als es im Toilettenzimmer der Dame, im verschwiegensten und lauschigsten Teile des Marmorpalastes, lebendig wird. Die „Herrin“ hat sich erhoben. Zitternd steht ein ganzer Schwarm von Sklavinnen um den Lehnstuhl inmitten des Gemaches. Er ist mit einem Fußtritt versehen, mit Bildhauer-Arbeiten, goldenen Leisten, prächtigen Decken und Polstern geschmückt.

Jetzt erscheint die „Herrin“. Der alles verschönernde Blick des Künstlers läßt uns auch die Römerin jener Tage als die Vollendung weiblicher Schönheit erscheinen. In der Wirklichkeit ist's freilich anders gewesen. Diese in ihren Empfindungen rohen, sinnlich erregten und dabei durch nährliche Schwelgereien und Ausschweifungen verderbten Körper konnten kaum noch schön sein. „Sollte jemand diese Damen“, sagt der ungalante Lucian, „in dem Augenblicke sehen können, wo sie sich endlich aus ihrem Morgenschlafe erheben, so sollte er sicher glauben, er begegne einer Meerlauge oder einem Pavian.“

Auf die verdorrte Schöne stürzen sich jetzt die Sklavinnen, um mit den Toilettenmitteln, wie sie der raffinierte Sinn des Römers erfunden, die verblühten Reize wieder zum Leben zu erwecken, ein Geschäft, welches mit komischfeierlicher Gewissenhaftigkeit besorgt wird und wobei jede Sklavin ihre besonderen Handgriffe zu verrichten hat.

Das Gesicht! Ja, ist das überhaupt ein menschliches Gesicht? Um die Haut zart zu erhalten, hat die Dame es am Abend mit in Eismilch getauchtem Brotteig bestrichen, der nur in trockenem Klumpen daran hängt. Aber bald ist die unappetitliche Hülle beseitigt, und nun treten die Weiß- und Rotmalereien, die Zahnputzerinnen, die Augenbrauen-Malerinnen in Thätigkeit. Fein gemolzene Eismilch wird über das Gesicht gestrichen, dann Rot aufgelegt. Bevor eine solche Sklavin der Dame nahttritt,



überzeugt sich die Herrin, daß die Sklavin sie nicht durch üblen Mundgeruch belästigt. Das geschieht, indem die Sklavin einen Metallspiegel onhaucht, den dann die „Schöne“ beriecht. Allerdings hat solche Vorsichtsmaßregel ihren guten Grund, denn die Dienerin spuckt in die Schminke, verreibt sie und schmiert dann diese fappetilliche Masse der Dame ins Gesicht. Durch das Schwärzen der Augenbrauen und Rötten der Lippen entsteht allmählich ein menschliches Gesicht, und nachdem nun noch aus einer Kapsel Elfenbeinzähne genommen und in das zahnlose Fleisch gesetzt worden sind, würde der Kopf sogar jugendlich aussehen, wenn eben nicht noch eine Hauptsache fehlte: jugendliches Haar.

Der Gebrauch falscher Zähne und Haare war schon jenen Bourgeoisdamen etwas allgemein Bekanntes. Martial führt in seinen Sinngedichten einmal das Zahnpulver redend ein:

„Weib, was willst du von mir? Ich diene jungen Mädchen; keine gekauften Zähne pug' ich.“

War das Haar gleich den Zähnen nicht gänzlich falsch, so war es wenigstens gefärbt. Eben haben die römischen Legionen ihre Eroberungen in Gallien und Germanien gemacht; germanische Schönheiten mit goldgelben, ins Feuerrot schimmernden Haaren sind auf die römischen Sklavemärkte getrieben worden und in kurzer Zeit ist rotblond die Modefarbe der römischen Bourgeoisdamen geworden. Das schwarze Haar muß also rot gefärbt werden. Seit ein paar Tagen hat die Dame bereits ihr Haar mit einer seltenen Salbe eingerieben und dann mit einer Schweinsblase gleich einer Bademütze überspannt. Jetzt aber nehmen die Dienerinnen die Wase ab und eine Fülle roter Haare leuchtet hervor, die nun mit wohlriechenden Essenzen und Salben eingerieben, dann mit den heißen Breimeisen bearbeitet werden. Die verästerischen Alterslinien auf der Stirn bedecken tief herabgezogene Locken, während der rote Haar-Urwald zu einem dicken Zopf- und Flechtengewinde um den Kopf gewunden wird. Andre Dienerinnen geben dann der Frisur durch Schminke- und Heftnadeln, in kostbarer Goldarbeit mit seltenen Steinen verzert, den nötigen Halt.

Während all dieser Verrichtungen hat aber die angeführte Schöne nicht ruhig dageessen. Heißes südliches Blut, ein durch üppiges Leben hervorgerufenes launisches Wesen, natürliche Roheit, tiefste Verachtung des Sklaven — dies alles war der Hauptzug im Wesen der „vornehmen“ Nömerin. Diese durch keine Schranken gebändigten Eigenschaften, im Verein mit den Nachwirkungen nächtlicher Schwelgereien, verursachten bei der sich schmückenden „Schönen“ fortwährende Wutanfälle, deren unglückliche Opfer die Dienerinnen waren, welche die Dame puzen mußten. Jede Verrichtung begleitet ihre spitze Zunge mit einer wahren Hochflut gräßlicher Verwünschungen. Nichts ist ihr gut genug. Zitternd verrichten die Sklavinnen ihre Arbeiten, denn bald geht die „Herrin“ vom gemeinen Schimpfen zu den rohesten Quälereien über. Am schlimmsten hat es die Unglückliche, welche der „Herrin“ den Spiegel halten muß, damit sie den Fortgang der Toilettenarbeiten beobachten kann. Jetzt zerrauft sie schon den Dienerinnen so das Haar, daß ganze Büschel in ihren Händen bleiben. Dann beginnt sie ihnen tobend und kreischend das Gesicht zu zerkraken. Nun geht sie zu Faustschlägen über, wobei es eine ausstudierte, allgemein verbreitete Roheit war, den Sklaven mit den Fingerringeln ins Gesicht zu schlagen und ihn gar noch dazu die Waden aufblasen zu lassen, damit die Faust reich und sicher traf. Oder sie ergreift eine der Schmuck- und Heftnadeln und sticht damit die Sklavin blindwütend in Arme und Brust, so daß diese nach bedendeter Toilette blutrinzig und geschwollen sind. Das war eine allgemeine rohe Sitte. In einer römischen Dichtung heißt es beispielsweise:

Etrafe die Schmückerin nicht, mir verhaßt ist, die mit den Nägeln, kratzt das Gesicht, und den Arm flugs mit der Nadel zerstückt.  
Und in einem andren:

Denn oft pugtest du dich vor meinen Augen. Doch nimmst Schwoll, vom Nadelstich wund, deiner Cypassis der Arm.

Diese Scenen zeigen die ganze Bestialität der Römer in der Behandlung ihrer Arbeitsklaven und es begreift sich, daß das aus den Frauengemächern römischer Paläste oft hervordringende Geheul und sinnlose Loben Anläufe auf den Straßen verursachte.

Großen Wert legte die römische Bourgeoisdame auf die Pflege der Nägel und der Hände. Ein langer schmaler Finger galt als höchste Schönheit. Deshalb wird auch bei dieser Dame dem Nägelbeschneiden größte Sorgfalt zugewendet.

Inzwischen sind auch die Perlenkette um den dicken Hals des Weibes gereicht worden. Nun erhebt sie sich und läßt sich den Mantel oder die palla umbängen. Es ist das Hauptstück der Toilette. Den einen Teil schlägt man unter der rechten Brust herum, den rechten Arm und die ganze rechte Schulter frei lassend, der andre Teil wird über die linke Schulter geworfen und vom linken Arm gehoben. Wie heute die Bourgeoisdame die Schleppe hebt und legt, so wendete die Nömerin alle Kunstgriffe an im Halten der palla. Noch heute zeigen die alten Skulpturen wie dabei auf den zierlichsten Faltenwurf gesehen wurde.

Unre Nömerin steht, von ihren Sklavinnen, mehr aus Angst vor Prügeln als aus Aufrichtigkeit, mit lauten Rufsen der Bewunderung begrüßt, fertig da. Sie kann hoffen, dem Galan, den sie heute im öffentlichen Wade treffen will, zu gefallen. Aber eine aber-

gläubliche Furcht heißt ihr, den bewundernden Sklavinnen Schweigen zu gebieten. Wer wird die Götter reizen! Und so senkt sie dreimal den Kopf und — spuckt sich dreimal in den Busen. Dann tritt sie hinaus in die Vorhalle und läßt sich von ihren Sklavinnen auf das reichgeschmückte Tragebett heben, auf welchem sie, in „verführerischer“ Pose sich durch Roms Straßen zum Wade tragen läßt. Dies ist die Arbeit von vier bis sechs baumstarken orientalischen Sklaven, die, prächtig aufgeputzt, der „Herrin“ warten. Ehe aber dies Ruhebett gehoben wird, nimmt die gepuzte Schöne noch eine Glasugel von einer Sklavin an, die zum Kühlen der Hände dient und eine andre Sklavin reicht ihr das Lieblingstier, eine mächtig große, unschädliche Schlange, welche die römischen Modedamen unter dem nackten Busen trugen, wegen der angenehmen Kitzelung, die diese Tiere verursachten.

Ein Schnippchenschlagen mit dem Finger, die Träger nehmen die Tragstangen des Ruhebettes auf ihre Schulter und, umgeben von ihren Dienerinnen, wird die römische Schöne durch Roms Straßen nach dem Wade getragen. — E. R.

## Kleines Feuilleton.

— Hellmuth Edmanns Schicksal. In der Angelegenheit Thomas Theodor Heine-Hellmuth Edmann geht der „Frankfurter Zeitung“ folgendes Schreiben zu:

Badenweiler, Villa Paul, 8. Juli 1902.

Sehr geehrter Herr!

Soeben erhalte ich die Nr. 186 Ihres geschätzten Blattes, worin Sie einen Brief des Herrn T. T. Heine veröffentlichten. Zwar habe ich die Angelegenheit der Familie meines Mannes übergeben, möchte Ihnen aber doch zu den ebenso unbedachten wie beleidigenden Anschuldigen dieses Herrn (die er, nebenbei gesagt, erst nach dem Tode Otto Edmanns vorzubringen für gut fand), folgendes bemerken:

Der Fürsprache eines um 12 Jahre älteren Bruders Otto hatte es Hellmuth Edmann in erster Linie zu verdanken, daß er sich der künstlerischen Laufbahn widmen konnte, und so wurde er auch dessen Schüler am Berliner Kunstgewerbe-Museum. Wie sehr mein Mann das Talent seines Bruders anerkannte, geht auch daraus hervor, daß er ihn öfters zur Mitarbeiterschaft heranzog. Im Jahre 98 erkrankte mein Schwager Hellmuth an einem akuten Gehirnleiden und mußte nach Hamburg zu seinen Eltern gebracht werden, konnte jedoch bis jetzt noch nicht völlig hergestellt werden, da bei ihm immer noch zeitweilige Geistesstörungen auftreten, so daß ärztliche Autoritäten in Hamburg und Kiel übereinstimmend erklärt haben, daß ein Wiederaufnehmen seiner künstlerischen Thätigkeit unmöglich sei, weil jede geistige Arbeit strengstens vermieden werden müsse.

Mein Schwager ist nie in einer „Irrenanstalt“ gewesen, sondern lebt auf dem Lande bei einem befreundeten Arzt, der ihn mit großer Aufopferung pflegt und bei dem er sich sehr wohl fühlt. In einer gesünderen Periode hatte mein Schwager selbst den Wunsch, Landwirt zu werden, und dieser Wunsch wurde ihm erfüllt; er bekam aber leider nach kurzer Zeit wieder einen Rückfall und sein Zustand hat sich seitdem derart ungünstig gestaltet, daß sein Arzt die größte Vorsicht für geboten hält und jede Aufregung, sogar ein Wiedersehen mit Mutter und Geschwistern verhindert.

Da Herr Heine mit meinem Mann und dessen Bruder Siegmund in München viel verkehrt hat, hätte er besser gethan, sich vorher bei der Familie Edmann zu informieren, ehe er sich zu einem so ungehenerlichen Schritt hinreißt ließ.

Mit vorzüglicher Hochachtung

M a s c h a E d m a n n  
geb. v. Kretschman.

— Was kosten die Bayreuther Wagner-Festspiele? Von einer den Festspielen nahestehenden Persönlichkeit wird in der „Münchener Zeitung“ behauptet, daß man in Bayreuth einen Appell an die große Gemeinde der Kunstfreunde plane, um einen Nationalfonds zu begründen, aus dem die Mittel zur Erhaltung der Festspiele in der Zeit fließen sollen, wenn die Richard Wagner-Werke, unter ihnen auch „Parsival“, Gemeingut werden und zur Aufführung freigegeben werden müssen. Damit in jener noch etwas fern liegenden Zeit Richard Wagners Erben nichts zulegen, solle heut bereits ein Nationalfonds gesammelt werden. Der Plan ist sehr lug und ganz im Geiste derer, die nur aus den Werken des großen Meisters Nutzen ziehen wollen, denn es sei, so wird weiter behauptet, für denjenigen, der die Verhältnisse, der die Einnahmen und Ausgaben kennt, einfach lächerlich, daß die Festspiele nur Defizit und keinen Nutzen brächten. Gewiß ist, daß zu Zeiten, als der große Meister noch lebte, die Festspiele weniger Ausgaben verursachten, denn die Hauptdarsteller und Darstellerinnen, wie Franz Weg, Albert Niemann, Winkelman, Frau Waterna u. a., verlangten von dem Meister nicht nur kein Honorar für ihre Mitwirkung, sondern sie bemühten sich, mit ihrer Kunstbegeisterung auch andre Künstler fortzureißen. Die gegen eine ganz minimale Entschädigung, welche nur die Kosten des Aufenthalts deckte, in Bayreuth bei den Festspielen mitwirkten. Thatsächlich war damals die Anmeldung von guten Künstlern und Künstlerinnen, die sich dazu er-



boten, unentgeltlich in kleinen Rollen im Chor mitzuwirken, so groß, daß der Meister sogar abweisen mußte. Das war vor zwanzig Jahren, als zum erstenmal die Festspiele stattfanden. Auch bei der zweiten Aufführung war der Andrang von Mitwirkenden ein gleich großer. Die Ausgaben waren damals für das Soloperpersonal minimal, das Orchester bekam, wie auch jetzt, freie Wohnung und die doppelte, öfter dreifache Gage, welche die Musiker in ihrem Engagement erhielten. Das Bild änderte sich sofort nach des Meisters Tode — es kamen nur wenige mehr unentgeltlich, und zwar nur solche, welche die Mitwirkung in Bayreuth sozusagen als Klamme benutzten. Die Ausgabe für das Soloperpersonal schnellte sofort auf 32 000 M. empor. Hierzu kamen noch die Ausgaben für Chor und Orchester im Betrage von ca. 31 000 M. Diesen Ausgaben für den Chorus der Festspiele standen Einnahmen gegenüber von durchschnittlich 225 000 M.; die Reuanfassungen betrugen später über 80 000 M. Diese Nachschaffungen verblieben als Fundus und man konnte nur einen gewissen Betrag für Abmigungen stellen. Die Ansprache der Künstler, welche in Bayreuth mitwirken sollten, wurden natürlich mit jedem Jahre größer, denn wenn die früheren Künstler es als eine hohe Ehre betrachteten, unter des Meisters Direktion mitzuwirken, so fiel diese Begeisterung fort, nachdem später Siegfried Wagner die Leitung und Direktion übernahm. Die Künstler, welche sich verpflichteten, während der Ferien in Bayreuth mitzuwirken, begannen diese Mitwirkung als ein nützliches Geschäft anzusehen, das ihnen ein möglichst hohes Erträgnis bringen muß, denn auch sie wurden in Bayreuth immer nur als für Geld engagierte Mitglieder betrachtet. Die Geschäfte und das Geldverdienen traten für den Künstler also in den Vordergrund. Es werden jetzt für die Mitwirkung in Bayreuth einem Solisten 3, 4, 6—8000 M., im ganzen, nicht, wie in den Blättern verzeichnet ist, 150 000 M., sondern knapp 96 000 M. bezahlt. Chor- und Orchesterpersonal verschlingen zur Zeit, ebenso wie das artistische Personal, eine Summe von ca. 60 000 M. Nur bei den letzten Festspielen war der Ueberschuß auf ein Minimum reducirt, da der Wink von den Richard Wagner-Erben vollständig neu hergerichtet wurde. Es könne also von einem Defizit bei den Festspielen nicht im Entferntesten die Rede sein. —

— **Wilde Waldmenschen im Innern von Celebes.** Aus Briefen der bekannten Celebesforscher Dr. Paul und Dr. Fritz Sarasin, die vor einigen Monaten eine neue Reise nach dem ostindischen Archipel angetreten haben, teilt der „Globe“ mit, daß ihnen eine wichtige völkerrkundliche Entdeckung gelungen ist, nämlich das Auffinden wilder Waldmenschen auf Celebes. Die beiden Forscher hatten schon bei ihrer Ankunft in Matassar vernommen, daß in den Bergen von Bont wilde Menschen leben sollten, die so schön wären, daß man sie überhaupt nicht zu sehen beläme; sie betrieben sogar ihren Handel nur des Nachts. Obwohl in Matassar selbst niemand darauf glaubte, hielten es die Brüder Sarasin doch für geboten, der Sache auf den Grund zu gehen. Sie hörten bei weiteren Nachforschungen zunächst, daß diese „Lo-Ma“ (Ma = Wald) genannten Waldmenschen im Distrikt von Lamontjong hausten, dessen Rajah über sie die Aufsicht führe; doch seien es nur in die Wälder geflüchtete Verbrecher. Dann suchten die Forscher den Rajah selber auf, der ihnen nach vielem Sträuben, durch Geschenke bewogen, einige Lo-Ma fangen ließ. Es waren ein Mann, zwei Frauen und ein Kind, äußerst schöne Menschen, die zweifellos einer primitiveren Bevölkerungsstufe von Celebes angehörten, als alle bis dahin bekannten Rassen. Sie leben in den wilden, waldigen Gebirgen von Lamontjong, pflanzen etwas Mais, sind monogam, können nur bis Eins zählen und kennen sonderbarerweise die Lüge nicht! Der Rajah versicherte, daß die den Gebrüdern Sarasin vorgeführten Lo-Ma halb zahm wären; es gäbe aber noch ganz wilde, die sich mit Steinwürfen wehrten, wenn man sich ihnen näherte. Damals, im April d. J., waren die beiden Forscher leider verhindert, sich länger in Lamontjong aufzuhalten; sie wollten aber noch einmal dorthin zurückkehren und den neuentdeckten Urstamm der Lo-Ma genauer untersuchen. —

**Bergbau.**

ie. Der ertragreichste Bergbau ist derjenige auf Quecksilber, aber es giebt nur wenige Lager des hauptsächlich quecksilberhaltigen Minerals auf der Erde, das bekanntlich der Zinnober darstellt. Außer Spanien war lange Zeit Peru der stärkste Lieferant für Quecksilber, jedoch kamen die dortigen Minen allmählich in Verfall. Jetzt sollen sie in dem Bezirk Huancavelica wieder aufgenommen werden. Drei der dortigen Quecksilberbergwerke, die bisher als Staatsbesitz betrachtet und als solches vernachlässigt wurden, sind jetzt in den Besitz von Privatpersonen übergegangen. Die Ausdehnung der Zinnoberlager ist sehr bedeutend und erstreckt sich angeblich auf 80 Kilometer von Nord nach Süd. Die eigentlich reichen Ablagerungen sind aber nur auf einer Fläche von etwa 35 Kilometer in der Länge und 5 Kilometer in der Breite vorhanden. In dieser Zone giebt es angeblich eine Ader, die für sich allein fast 100 Meter breit ist. Das Bergwerk der Heiligen Barbara, vielleicht das reichste dieser Gegend, hat in der Zeit von 1570 bis 1820 über 1 1/4 Millionen Centner Quecksilber geliefert, von 1820 bis 1901 aber nur 93 000 Centner. Das zu so vielen wichtigen Bedürfnissen in Wissenschaft und Praxis notwendige Mineral könnte durch eine thätige Wiederaufnahme des Quecksilberbergbaues in Peru eine erwünschte Verbilligung erfahren. —

**Technisches.**

oc. Einst und Jetzt. Der 1874 im Alter von 74 Jahren verstorbene englische Ingenieur Fairbairn teilt mit, daß noch 1816 in allen englischen Fabriken sämtliche Vorrichtungen in Handarbeit bestanden. Man kannte damals weder Hobel- noch Feils- noch Bohrmaschinen, die Drehelbank und der Drillschleifer waren in der Hauptsache alles, was dem damaligen Mechaniker zu Gebote stand. Nähmaschinen hätte man, selbst wenn Plan und Zeichnungen vollständig vorgelegen hätten, gar nicht herstellen können. Alle Erfinder seiner Zeit mußten die Maschinen, die sie erdacht, eigenhändig, ohne maschinelle Hilfe anfertigen, wobei sie gewöhnlich vorher die erforderlichen Werkzeuge zu erfinden und herzustellen hatten. James Watt, der Erfinder der Dampfmaschine, konnte seine erste Maschine nicht recht in Gang bringen, weil es ihm an genaueren Vorrichtungen fehlte; der erste Dampfzylinder, den er gießen ließ, war unrichtig und an dem einen Ende 5 Millimeter weiter als am andern. Ein guter Dampfzylinder darf aber in diesem Punkt höchstens 1/8 Millimeter Unterschied aufweisen. Und mit welchen Kosten waren die Arbeiten verbunden. Das Polieren von Gußeisenflächen, das mit der Hand ausgeführt wurde, kostete 10 M. per Quadratzuß, während die heutige Metallhobelmaschine eine weit bessere Arbeit für 10 Pf. liefert. Auch die Stahlschreibfedern, wie wir sie heute brauchen, wurden durch Handarbeit hergestellt. Der Fabrikant Perry bezahlte für die ersten brauchbaren Stahlfedern 5 M. per Stück. —

**Humoristisches.**

— **Falsche Vermutung.** A.: „Ja, Sepp, wie schaut Du aus? Hast gewiß auf der Kirnegg gerauft?“  
B.: „O na — nur Frieden gestiftet.“ —  
— **Maliziös.** „Die junge Frau ist wohl sehr wirtschaftlich?“  
„Na, ich sage Ihnen, die steht den ganzen Tag am Kochherd... bei der Nachbarin!“ —  
— **Unangenehme Angewohnheit.** Erster Lehrling: „Mein Meister wundert sich über alles; bei jeder Gelegenheit schlägt er die Hände über'm Kopf zusammen.“  
Zweiter Lehrling: „Meiner schlägt sie auch zusammen, aber da is meistens mein Kopf dazwischen.“ —  
(Meggendorfer Blätter.)

**Notizen.**

— Die Journalisten-Hochschule an der Werner Universität wird im kommenden Wintersemester eröffnet werden. Privatdocent Dr. Gustav Schmidt wird über „Zeitungsredaktion, Administrations- und Verlagswesen“ lesen. —  
— Die „Moderne Bühne“ im Lessing-Theater (Direktion Dr. Martin Jidel und Hans Förster) beabsichtigt in der nächsten Spielzeit litterarische Aufführungen zu veranstalten; als Spieltag hierfür ist der Sonnabend festgelegt. —  
— **Amalia Materna**, die berühmte Wagner-Sängerin, die sich vor etwa sechs Jahren von der Bühne juridisch gelöst hat, wird im Herbst nach Wien zurückkehren, um dort als Gesangslehrerin zu wirken. —  
— **Patriz Huber** ist aus dem Verbands der Darnstädter Künstlerkolonie ausgetreten und wird seinen Wohnsitz dauernd in Berlin nehmen. —  
— Als die höchste Gebirgshöhe nennt der „Prometheus“ die Wahn, die von Lima über San Bartolomeo und Matucana in die Anden führt. In letztgenannter Station hat sie bereits eine Höhe von 2374 Meter erreicht; von hier beständig ansteigend, überschreitet sie auf einer 3 Kilometer langen Galerie in der Pashöhe (Paso de Galera) von 4744 Meter die Anden. —  
— Der Tiermord in Afrika. Der Jagdsport in Erythraea muß dem afrikanischen Wildstand schon recht arg zusehen haben, denn der Gouverneur dieser italienischen Kolonie sah sich veranlaßt, folgende Ausfuhrzölle auf Tiere zu proklamieren: Es ist zu entrichten für Elefanten pro Stück 1300, Rhinocerosse 1300, wilde Giel 650, Zebras 650, Büffel und Flußpferde 600, Giraffen 700, Antilopen: Rubische Mendesantilope 600, andere seltener Antilopen und Gazellen 250, Leoparden 80, Strauße 70, Löwen 130, Surazza und andere langhaarige Affen 50, Wildschweine und Erdschweine 50, häufig vorkommende Antilopen und Gazellenarten 10 Lire. —  
— Im abgekürzten Verfahren. Bekanntlich stritt man im Jahre 1848 über die Frage des Reichsoberhauptes. Die verschiedensten Ansichten wurden laut. Da tauchte eine Petition aus Königsberg auf, die unzweifelhaft die einfachste Lösung vorschlug. Die Petenten ersuchten nämlich das Frankfurter Parlament unter dem 6. Dezember 1848: „Alle deutschen Souveräne im Römertsaale zusammenkommen und sie dann würfeln zu lassen. Wenn Gott in seiner Allweisheit den höchsten Wurf verleihe, den werde er auch für den Besten halten, daß er Deutschland regiere.“ —

Die nächste Nummer des Unterhaltungsblattes erscheint am Sonntag, den 13. Juli.